

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

242 (18.10.1932) Unterhaltung und Wissen

Wahrheitserkenntnis und Willen

Gibt es ewige Wahrheiten?

Im Mittelalter hätte man diese Frage rundweg bejaht; denn man glaubte Gott, und Gott war die ewige Wahrheit. Bejaht wurde sie auch von allen Philosophen, die unter dem Einfluß des Christentums standen oder, wie sich Nietzsche einmal ausdrückt, „christliche Eingeweide“ hatten. Der letzte bedeutende Vertreter dieser Richtung war Hegel, dessen Religionsphilosophie den Beruf darstellte, das Christentum mit allen Mitteln, selbst mit denen einer durchaus ungehörigen Spiegelreflexion, zu retten. (Mit dieser Feststellung soll nichts gegen Hegels sonstige Verdienste gesagt sein.)

Die Philosophen glaubten also so lange an ewige Wahrheiten, wie sie an Gott glaubten. Gott war für sie die Quelle aller Wahrheit. Die scholastische Philosophie, namentlich die des 11. und 13. Jahrhunderts, war als Wissenschaft gänzlich wertlos, weil sie die Glaubenssätze (Dogmen) von vornherein als unumstößliche Wahrheiten ansah. In ihrer ersten Periode (11. Jahrhundert) war die Scholastik sogar nichts weiter als Theologie. Erst allmählich gab sie dem Zweifel Raum, doch zunächst nur in Fragen des weltlichen Wissens.

Selbst Descartes (1596—1650), der als der Vater der modernen Philosophie gilt, machte noch vor dem Gottesbegriff halt. Er behauptete, die Idee Gottes sei uns von Gott selber eingeplant, und der Ursprung dieser Idee nötige zur Annahme eines ähnlichen Ursprungs aller der Ideen, die wir für ebenlo gewiß hielten wie die Gottesidee. Mit anderen Worten: es gibt, wie einen ewigen Gott, auch ewige Ideen oder Wahrheiten. Descartes merkte nicht, daß er sich mit dieser Beweisführung im Kreise drehte. Hier sollte denn auch die Kritik Spinozas ein, dessen System weit geschlossener ist als das des Descartes.

Der erste, der wirklich zu bezweifeln begann, war Kant, und seine Kritik der reinen Vernunft ist tatsächlich, wie seine einmal gesagt hat, das Schwert, durch das der Deltismus (Glaube an Gott unter Verwerfung der Dogmen) hingerichtet wurde. Insofern bedeutet das Jahr 1781, das Erscheinungsjahr jenes umwälzenden Wertes, den endgültigen Abschluß des Mittelalters und den Anbruch einer neuen Zeit.

Die Sonne wurde aber nochmals verdundelt durch eine bleigraue Wolke: Fichte, Schelling und Hegel fielen wieder in die Weltanschauung zurück, die Kant bekämpft hatte. Doch währte dieses Zwischenregiment nicht lange. Feuerbach, Striner und Nietzsche zerstörten gründlicher als Kant den Glauben an ewige Wahrheiten und brachten gleichsam dessen Wurzeln weg. (Schopenhauer, der eine gewisse Verwandtschaft mit der romantischen Philosophie nicht verleugnet, ist immerhin wichtig als erster aufrichtiger Atheist.) Feuerbach wurde nachher ergänzt durch Karl Marx und Friedrich Engels. Beide zeigten in tiefgründigen Untersuchungen, daß es keine „gottgewollten Ordnungen“ gibt, sondern daß die Formen des Produktionsprozesses und der Gesellschaft sich wandeln, und daß der Mensch berufen ist, an dieser Wandlung mitzuarbeiten, „die Welt zu verändern“, wie Marx einmal treffend gesagt hat.

„Oh, welche Schande der Zeit, daß man vergessen hat, daß die deutsche klassische Literatur eben gerade da beginnt, wo der alte Glaube zu Ende geht!“ So rief Ludwig Feuerbach vor 100 Jahren aus. Auch heute hat man das vergessen. Der Reichstanzler von Papen spricht von „gottgewollten Ordnungen“, und der Innenminister von Gayl orakelt: „Alles Verantwortungsgesühl wurzelt im Grunde im Lebensinstincten, d. h. für uns in Gott.“ Solche rückwärtigen Anschauungen könnte man auf sich beruhen lassen, wenn sie nicht von einer liebedürftigen Wissenschaft eifrig unterstützt würden. Noch im Jahre 1927 ertörten 83 deutsche Nerven- und Irrenärzte: „Die christliche Religion ist noch immer — und wird es bleiben: die Philosophie, die Psychologie, die Ethik, der Sozialismus.“

Stellen wir dieser mittelalterlichen Auffassung die Aussagen unerbittlicher Zeugen gegenüber:

Christoph Schreyer, ein ehemaliger evangelischer Pfarrer und ein Mann von unantastbarem Charakter, schreibt in seinem Nachwort zu Kierkegaards Wert „Der Augenblick“: „Ich lese in dem Neuen Testament kein untrügliches Wort Gottes und erkenne es auch nicht als die Norm meines Denkens und Lebens; nicht einmal den höheren Worten Jesu (wenn es solche gibt) räume ich diese Bedeutung ein.“

Diese Aeußerung zeigt bei einem früheren Theologen von großem persönlichen Mute: für den unabhängigen Denker ist sie selbstverständlich. Denn Jesus nimmt keine andere weltgeschichtliche Stellung ein als etwa Sokrates oder Plato. Und was das Christentum betrifft, so könnte man endlich wissen, daß es nur zum kleinsten Teile auf

Christus zurückgeht, und daß es zum allergrößten Teile ein Nischmach von Judentum und Hellenismus ist. Aufrichtige Gelehrte haben das stets offen bekant.

Doch hören wir noch die Stimme Friedrich Hebbels, eines Mannes, der geistige Probleme ungewöhnlich ernst nahm. Hebbel schreibt am 25. Oktober 1862 an seinen Freund Friedrich von Ledtich: „Das Christentum ist mir, was es war: eine Mythologie neben anderen, und wie ich leht, nach abermaliger jahrelanger Beschäftigung mit den Akten leider hinzufügen muß, nicht einmal die tiefste.“

Machen wir uns doch nichts vor! „Ewige Wahrheiten werden heute nur noch verkündet von einer Philosophie, die im Solde der Theologie und der Kirche steht. Die echte Wissenschaft und die echte Philosophie haben sich von christlichen Vorurteilen freigemacht und lehnen es ab, von „ewigen Wahrheiten“ zu reden. Die Lehre von „ewigen Wahrheiten“ verbaut aller vorurteilslosen Forschung den Weg und heiligt alle Mißbräuche und Mißstände.“ Karl Quenzel.

Unangenehme Jugendherbergsgäste

Kürzlich übernachtete ich wieder einmal in der gemütlichen Jugendherberge in G. Ich war sogar mit meiner Kindergruppe zwei Nächte dort, da wir einen Kashtag hielten. Als wir an jenem besagten Tage von der Besichtigung des Städtchens „nach Hause“ kamen, trafen wir den sonst so freundlichen, stillbergnügen Herbergsleiter aufgeregt in der Herbergsstube an. „Schauen Sie mal dahin“, wandte sich gleich der Herbergsleiter an mich, „sind das nicht Schweine; wie die gehaut haben, und wie die unsere Herberge verlassen?“ Ich wußte nicht, von wem der alte Mann sprach, und fragte nach den Lebeltären.

„Da, die eine Gruppe war's, die heute hier geschlafen hat.“ Nun hatten aber außer meiner Gruppe noch zwei andere hier geschlafen: eine gemischte Kinderfreunde-Gruppe und eine Jungschüler christlicher Pfadfinder. Als ich die Möglichkeit ermaß, ob es die Kinderfreunde gewesen sein könnten, trieb mir allein schon dieser Gedanke die Schamröte ins Gesicht. Bequält von der Ungewißheit fragte ich ganz nebenbei: „Welche Gruppe war es denn eigentlich; es waren doch zwei hier?“

„Wer wird's gewesen sein? Die christlichen Pfadfinder natürlich mit dem bigotten Führer!“ Ich atmete auf: also nicht unsere Kinderfreunde! — „Ja, ja“, fuhr der in der Herbergsstube all geworden Mann fort, „diese Sorte Leute kennen wir. Die haben trotz ihrer Frömmigkeit überall's größte Mädel und können sich noch nicht einmal anständig auführen in einer Jugendherberge. Allerdings sind die Führer meist schuld daran. Der hier mußte anteiend gar nichts von Wunden erleben; oder hatte die Gruppe zu viel Geld? Stellen Sie sich einmal vor: geflern abend verlangten diese Leute von mir Fleischplatten, ein einige Pfund Luftschmit Tomaten darauf zu legen. Außerdem brachten sie noch zwei Pfund Butter und einige Pfund Tomaten mit vom Städtchen. Alles zum Brotbelag! Nachher haben die Jungen

geputzt, daß man's beim besten Willen nicht mehr mit „eisen“ bezeichnen konnte.“ Der Alte zeigte auf ein von ihm entliehenes Servierbrett: „Sehen Sie, da liegen noch die angeblissenen Wurstbrote, die die Kerls nicht mehr runter bringen konnten. Und dabei haben heutzutage andere kein trodenes Stück Brot zu essen.“ Ich mußte dem Manne recht geben, um so mehr, als ich an unsere Abendmahlzeit dachte, die meist lediglich aus einer dicken Erbsensuppe bestand, in der sogar die „Bandjäger“ fehlten.

Weitere Ausführungen des Herbergsleiters entrieffen mich meinem philosophischen Gedankengang. „Und dann machten die Herrschaften um neun Uhr nochmals einen Verbaumgspaziergang, obgleich ich dem Führer erklärt hatte, Schülergruppen hätten um neun Uhr ins Bett zu gehen, weil es durch die Wäsche und Duscherei ohnehin zehn Uhr werde, bis alle liegen.“ Die Nacht war ja leichtlich ruhig, aber heute morgen ging ein Kravall los. Die Kerle toten, als wären sie allein in der Herberge. Nach dem Aufstehen waren aber alle auffallend schnell unten im Lagerraum verschwunden. Wie ich in ihrem Schlafraum nachsah, lagen da sämtliche Decken und Bettlätter herum. Da habe ich mir natürlich die ganze Jungschüler nochmals raufgeholt und ihnen gezeigt, wie man einen Schlafsaal verfährt.“ — Der Alte hielt im Reden inne, lief in der Küche hin und her, zum Abwaschlisch, zum Gasheerd, zum Geschirrkant, und sagte dann topfischütelnd: „Hier haben sie auch keine guten Erinnerungen zurückgelassen.“ Dabei zeigte er auf die Katastrophe unter dem Gasheerd, dann auf einiges unangenehme Geschirr und hatte zuletzt noch einen zum Kataoerteilen benutzten Schöpfer in ungereinigtem Zustande hervor.

Zu diesen Ausführungen des Herbergsleiters hätte ich noch einen ausgebehten Kommentar herausgeben können. Das unterließ ich aber, um den alten Mann nicht zu sehr zu erregen. Ich

hätte z. B. sagen können, daß der Führer morgens zwischen sieben und acht Uhr sämtliche Gaslampen zum Kataofachen befehlt hatte, so daß kein Einzelwandler in dieser Zeit löschen konnte und sich dadurch der Ausbruch verloh, falls die Wandlerer es nicht vorzogen, wegzugehen, ohne etwas Warmes zu trinken. Außerdem war die zubereitete Kataomege so groß, daß man genau die doppelte Zahl von Kindern damit hätte versorgen können. Als ich den Führer darauf aufmerksam machte, erklärte er mir stolz: „Die Jungen trinten oft acht Becher voll und noch mehr!“ Nach dieser heldenmütigen Erklärung sah ich mich allerdings genötigt, dem Jugendführer eine geistige Ohrfeige zu verabreichen, indem ich ihm erklärte, daß man Kinder auch zum Saufen und Fressen erzieren könnte!

Als letztes möchte ich noch anführen, wie unsere Solidarität gegenüber den Pfadfindern von diesen beantwortet wurde: Wir aßen schon abends um sechs Uhr unser aus Pudding und gefochten Pflaumen bestehendes Abendessen. Da wir — wegen des bei uns nicht aufgestellten Eherods — von beiden noch etwas übrig hatten, gaben wir das mit dem Einverständnis des Führers einigen Pfadfinderjungen ab, zusammen mit unseren laubergemalchen Tellern und Köffeln. Wir, meine kleine Gruppe und ich, hatten keinen Dank dafür erwartet; gewiß nicht. Wir hatten aber auch nicht erwartet, daß diese christlichen Pfadfinder unsere Teller und Köffel — ganz zu schweigen von den leergegessenen Schüsseln — in schmutzigen Zustand irgend wohin stellen würden, sogar unter Zurücklassung ihrer Pflaumenterne!

Von dieser Gruppe und ihrem Führer können alle Jugendherbergsbesucher lernen, was man tun muß, um in einer deutschen Jugendherberge möglichst rasch unangenehm aufzufallen.



ROMAN VON C. S. FORESTER

Kurz und gut, dieser Herr Attridge war im reifen Alter von fünfundsanzwanzig Jahren ein solches Musterexemplar, daß es wohl der Mühe wert sein dürfte, seinen Vorhaben nachzuspüren — zwischen dem Garienton von Scae Fell-Biew und dem Haus von Scae Fell liegen volle drei Yards — und während der Zeit, die Herr Attridge benötigt, von einem nach dem anderen zu gehen, wollen wir einen kleinen Ausflug in seine Vergangenheit machen.

Trotzdem alles dagegen spricht, hatte es doch eine Zeit gegeben, in der Harold Attridge jung gewesen war; in der er in kurzen Röcken am Fußboden herumgetrocken war und Ba-Ba gesagt hatte; in der eine entgegenkommende Omnibusgesellschaft ihn ohne Fahrgehd hatte fahren lassen, sofern nur ein Erwachsener dabei war und er keinen Sitzplatz einnahm; in der eine eigentliche hübsche und willensschwache Mutter ihn über alles herrlich gefunden und die äußersten Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte, damit beim Waschen keine Seife in seine Augen kam. Aber die hübsche und willensschwache Mutter war gestorben, als Harold erst vier Jahre war, eigentlich ohne offensichtliche Ursache, soweit Harold das später feststellen konnte. Und Harold wurde der Obhut einer Tante seiner Mutter anvertraut, die von ihrer Nichte so verschieden war wie Guffen von Timmasche; sein Vater, ein billiger, nervenloser, kinnloser kleiner Schreiber in einem Büro der City, lebte noch ein oder zwei Jahre dahin und zahlte für seinen Unterhalt,

worauf er seiner Frau in den Tod folgte — aus purer Unfähigkeit (so behauptete Harold's Großtante), sich zu einer neuen Heirat zu entschließen.

Diese Großtante hieß Fräulein Epping, Matilda Epping. Sie stammte noch aus einem anderen und allem Anschein nach größeren Zeitalter. Als Harold unter ihre Aufsicht kam, näherte sie sich den sechzig und war fünfundsiebzig Jahre Lehrerin gewesen.

Harold's Erziehung begann in der Volksschule, die damals von Fräulein Epping regiert wurde. Unter ihren Aleraugen machte diese Erziehung die wunderbaren Fortschritte. Sie machte darüber, mit wem er Freundschaft schloß, und kam natürlich zu dem Schluß, daß kein Kind in der Schule seine Freundschaft verdiene — wie sie ja überhaupt fand, daß kein Kind etwas auf dieser Welt verdiene. Als er im Verlauf der Zeit und seiner phänomenalen Lernerfolge (wozu natürlich gehörte, daß Fräulein Epping ihn noch jeden Abend zwei Stunden privat unterrichtete) in die Knabenschule aufrückte, hielt Fräulein Epping noch immer ein wachames Auge auf ihn gerichtet — was um so leichter war, als sie nicht nur die bestgehagte Frau im Schulrat, sondern auch die am meisten gefürchtete war.

Zu Hause war Fräulein Epping genau so, wie sie in der Schule gewesen wäre, wenn Inspektoren und Verordnungen sie nicht doch ein bißchen im Zaum gehalten hätten. Harold's natürliche Instinkte wurden als teuflische Eingebungen betrachtet. Fräulein Epping fand den Ergeiz, Kohlen zu schleppen oder in den Besitz von Rollschuhen zu gelangen, durch und durch verwerflich, und es dauerte nicht lange, bis sie diese Ansicht Harold's bildsamem Gemüt vollkommen eingepreßt hatte. Sie hatte sich von ihrem vierzehnten Jahre an selbst durchs Leben geschlagen und im Laufe der Zeit dabei nicht wenig harte Püffe erhalten; so war sie zur Ueberzeugung gekommen, daß harte Püffe unbedingt zum Wohlbefinden des Menschen

gehören, ja, daß es geradezu eine Sünde sei, ihnen auch nur ausweichen zu wollen.

Nun ist es vielleicht ganz unerkennbar geworden, woher alle die gesammelten Eigenschaften stammten, die den erwachsenen Harold seiner Wirtin so teuer machten. Ihr Samen lag so tief, daß Harold, noch ehe er zwölf war, lieber Matläser in seinem Haferbrei gegessen hätte, als unpünktlich oder mit schmutzigen Händen oder mit Pantoffeln zu einer Mahlzeit zu kommen.

Als er dann, nachdem er sich selbstverständlich ein Stipendium verdient hatte, in eine höhere Schule versetzt wurde, geriet diese Anschauung ein wenig ins Wanken, was aber keine besonderen Spuren hinterließ; dazu war Fräulein Eppings häuslicher Einfluß zu stark. Eine Zeitlang jedoch vermochte alles mögliche, was mit der Schule zusammenhing, sogar Fräulein Epping zu erschüttern. Harold mußte zum Beispiel Fußballstiefel und Kniehosen bekommen, und weiße Flanellhosen und Kridelschuhe mußten für ihn gekauft werden; er mußte sich mit einer roten Menge von Jungen, die bei wilden Spielen nicht besser waren als irgendwelche Straßenlummel, in körperliche Kämpfe einlassen; und nach dem Fußballmatch am Abend kam Harold manchmal erst um sieben Uhr, wenn es schon längst dunkel war, aufgepulvert bis zur Lausbubenhaftigkeit, nach Hause. Und Harold geriet in enge Verbindung mit nichtsnutzigen Jungen, die gar nichts Besonderes und Furchtbares dabei fanden, wenn sie ihre Hausarbeiten nicht machten oder gar noch am nächsten Tage den Lehrern alle möglichen Lügen aufbanden. Und dann ihre Sprache, die Geschichten, die sie erzählten! Fräulein Epping hegte, was diese Sprache und diese Geschichten betraf, ein dunkles Mißtrauen — ein Mißtrauen, das, wie sich herausstellte, nur zu sehr berechtigt war, aber Harold verbief bei all diesen Dingen noch lange in holder Unschuld — sie gingen über seinen Kopf hinweg (oder vielleicht auch unter seinen Füßen hindurch). (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Rechte Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin.

Erstes Kapitel.

In der Scae Fell-Straße lag das Scae Fell-Biew, das sich von den Nachbarhäusern nur durch ein nettes schwarzes Schild am Gitterort unterschied — „Penfion Pound“. Frau Pound hatte eine Penfion nur für Herren, keine Herren, Gentlemen — man muß Gentlemen gesperrt drucken, also Gentlemen. Ihr höchster Ehrgeiz war, sieben Penfionäre auf einmal zu beherbergen, aber das hatte sie noch nie erreicht. Auf mehr als sechs hatte sie es nie gebracht — und genau soviel hatte sie eben jetzt. Und Harold Norman Attridge war unbestreitbar der Glanzpunkt unter all ihren Penfionären. Erstens und vor allem wohnte er nun, die Ferien ausgenommen, schon fünf Jahre ununterbrochen bei ihr. Er hatte jede Woche dieser fünf Jahre seine wöchentliche Rechnung bezahlt. Er rauchte nicht, verstreute daher keine Asche auf den Fußboden, ließ keine Zigarettenstummel umherliegen und brannte keine Bücher in seine Toilettenstühle. Nicht ein einziges Mal in der Woche blieb er länger als bis elf Uhr aus, und immer kam er nichtern nach Hause.